

Insel Verlag

Leseprobe



Dammel, Gesine

Morgen, Kätzchen, wird's was geben

Die schönsten Weihnachtsgeschichten

Herausgegeben von Gesine Dammel

© Insel Verlag

insel taschenbuch 4739

978-3-458-36439-9

insel taschenbuch 4739
Morgen, Kätzchen, wird's was geben



Weihnachten ohne Katze? Möglich, aber undenkbar ... Das zeigen auch die hier versammelten Geschichten: Sie erzählen von den Kapriolen der Liebe, die auch einen Kater nicht verschonen, von einer asiatischen Katze, die es ins weihnachtlich verschneite Bayern verschlägt, von einer illustren Teegesellschaft, einer Familienzusammenführung der ganz besonderen Art und einer Katze, die das Fest rettet ...

Unterhaltsame, heitere und spannende Geschichten für die ganze Familie – zum Großteil erstmals veröffentlicht.

MORGEN, KÄTZCHEN,
WIRD'S WAS GEBEN

Die schönsten Weihnachtsgeschichten

Herausgegeben von Gesine Dammel

INSEL VERLAG

Erste Auflage 2019
insel taschenbuch 4739

Originalausgabe

© Insel Verlag Berlin 2019

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der
Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder
unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Quellennachweise am Schluss des Bandes

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: zero-media.net, München

Umschlagabbildung: FinePic®, München

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36439-9

INHALT

Gertrude Jekyll, <i>Die Teegesellschaft der Katzen</i>	9
Erwin Strittmatter, <i>Der Weihnachtsmann mit der Lumpenkiste</i>	12
Andrea Schacht, <i>Die himmlische Weihnachtskatze</i>	17
Susanne Hornfeck, <i>Katze mit Migrationshintergrund</i>	23
Nadja Mayer, <i>Schmidt und der Karpfen</i>	34
Sarah Mondegrin, <i>Pelzgesicht</i>	42
Eva Demski, <i>Schnee</i>	48
Tatjana Kruse, <i>Cool-Man und der zweite Frühling an Heiligabend</i>	50
Ilke S. Prick, <i>Kater K und seine sieben Lieben</i>	59
Franziska Wolffheim, <i>Die Krippe</i>	72
L. Frank Baum, <i>Wie Santa Claus sein erstes Spielzeug fertigte</i>	74
Ulla Mothes, <i>Der Christkindplan</i>	79
Eva Demski, <i>Stille Nacht</i>	90
Tom Schulz, <i>Wie Kasimir und Karoline, Mücks und Mäuschen den Weihnachtstag feierten</i>	91
Cécile Ines Loos, <i>Verzauberte Seele</i>	103
Ellen Dunne, <i>Margarita</i>	108
Peter Keglevic, <i>An der Küste der Barbaren</i>	119
Hansjörg Schneider, <i>Der Kater</i>	133
Charles G. D. Roberts, <i>Wie eine Katze Robinson Crusoe spielt</i>	141
Quellenverzeichnis	155

MORGEN, KÄTZCHEN, WIRD'S WAS GEBEN

GERTRUDE JEKYLL
Die Teegesellschaft der Katzen

Letzten Dezember hatte ich Besuch von meiner jüngsten Nichte, die gerade neun Jahre alt war. Um ihr eine kleine Freude zu machen, bevor sie wieder nach Hause fuhr, schlug ich vor, eine Teegesellschaft für die Katzen zu geben. Sie war von der Idee ganz entzückt, und wir setzten uns, um ernsthaft darüber zu sprechen.

Wir hatten keine Zeit zu verlieren, denn die Party sollte schon am nächsten Nachmittag stattfinden. Als Erstes überlegten wir die Einzelheiten der Speisekarte und nach einigem Abwägen kamen wir zu dem Schluss, dass die Basis des Ganzen Fisch sein sollte. Deshalb bestellten wir ein paar frische Heringe, die gekocht und bereitgehalten wurden.

Unterdessen hatte meine kleine Kameradin vorgeschlagen, dass wir Einladungskarten verschicken sollten und dass sie diese selbst schreiben wolle. Ich fragte sie, ob sie sich das wirklich zutraute, und als sie mir versicherte, dass sie das könnte, machte ich keine weiteren Vorschläge und wartete ab, was dabei herauskam. Nachdem sie ein paar Reste von Schreibpapier gefunden hatte, schrieb sie die Einladungen, anschließend gingen wir gemeinsam nach unten und überreichten sie den Katzen, die in angemessener Weise ihre Zustimmung schnurrten. Da winterliches Wetter herrschte, waren alle im Haus.

Am nächsten Tag bereiteten wir früh am Nachmittag das Fest vor. Die Gesellschaft bestand aus vier erwachsenen Katzen und zwei Kleinen, so dass wir vier große Teller und zwei kleine nacheinander füllten; als Erstes legten wir für jeden

ein ordentliches Stück Fisch quer über den Teller und ebenfalls quer darüber, so dass es die Form eines Kreuzes bekam, einen Streifen Milchreis. Das ergab vier Winkel, die wir mit dicker Sahne füllten und mit kleinen Butterbällchen dekorierten – einem großen in der Mitte und zwei kleinere in den Ecken. Fisch und Sahne hatten wir noch in Reserve, für den Fall, dass wir rasch nachfüllen mussten, wenn die Teller sich leerten.

In die Mitte des Esszimmers stellten wir einen kleinen, eher niedrigen, runden Tisch, und für die großen Katzen vier Stühle drum herum. Als die Zeit der Einladung näher rückte, fragten wir uns, wie die Gäste sich wohl verhalten würden. Nach unserer Vorstellung sollten sie sich auf die Stühle setzen, mit den vorderen Pfoten auf der Tischdecke; Blumen wollten wir keine, um den Tisch nicht zu überfüllen, da den kleinen Katzen erlaubt wurde, auf dem Tisch Platz zu nehmen.

Als es endlich so weit war, war die Aufregung groß. Fünf Erwachsene waren ebenso brennend neugierig wie das kleine Mädchen. Die Miezen wurden gebracht und auf ihre Stühle gesetzt, während man Chloe und Brindle, die Kätzchen, vor ihren Tellern auf den Tisch setzte. Zu unserer großen Freude fanden alle sich sofort in ihre Rolle ein; allein Maggie zögerte einen Moment, vermutlich meinte sie, dass die Tischmanieren es nicht vorsahen, dass man die Pfoten auf die Tischdecke setzte. Aber das war schnell überwunden, und alle machten sich ans Werk, als ob sie täglich an Teegesellschaften teilnahmen und wussten, dass gute Manieren erwartet wurden.

Es war wundervoll, die Freude meiner kleinen Nichte mit anzusehen. Ich hatte erwartet, dass sie vor lauter Freude her-

umrennen und -kreischen würde, aber sie stand ganz leise mit halb erhobenen Händen, den Mund ein wenig geöffnet und genoss mit großen Augen unbeweglich das Bild, als ob sie fürchtete, es könne bei der kleinsten Bewegung verschwinden. Unterdessen hatten sich unsere kleinen Gäste unverzüglich über ihre Portionen hergemacht. Pinkieboy, der älteste und schwerste, war zuerst fertig, und nachdem er seinen Teller sorgfältig ausgeleckt hatte, leckte er sich ausgiebig das Schnäuzchen, schaute um sich und verkündete: »Das war sehr gut, und wenn es geht, hätte ich gern noch ein wenig mehr, insbesondere von dem Fisch und der Sahne.«

Als die Katzen aufgegessen hatten, setzte ein gewaltiges Geschnurre ein, Pfoten und Gesicht wurden gewaschen, bevor sie von ihren Stühlen sprangen und sich in alle Richtungen zerstreuten, auf der Suche nach einem behaglichen Plätzchen, wie Katzen es nach einem ausreichenden Mahl zu tun pflegen.

Wir alle fanden, dass unsere kleine Teegesellschaft ein glänzender Erfolg war, und überlegten sogar, der *Morning Post* darüber einen Artikel anzubieten.

ERWIN STRITTMATTER

Der Weihnachtsmann mit der Lumpenkiste

In meiner Heimat gehen am Andreastage, dem 30. November, die Ruprechte von Haus zu Haus. Die Ruprechte, das sind die Burschen des Dorfes in Verkleidungen, wie sie die Bodenkammern und die Truhen der Altenteiler, der Großeltern, hergeben. Die rüden Burschen haben bei diesem Rundgang durch das Dorf keineswegs den Ehrgeiz, friedfertige Weihnachtsmänner zu sein. Sie dringen in die Häuser wie eine Räuberhorde. Sie schlagen mit Birkenruten um sich, werfen Äpfel und Nüsse, auch Backobst ins Zimmer. Sie brummen wie alte Bären und wackeln mit den verummten Köpfen. »Können die Kinder beten?« brummen sie. Die Kinder beten. Sie beten vor Angst kunterbunt: »Müde bin ich, geh zur Ruh ... komm, Herr Jesus, sei unser Gast ... der Mai ist gekommen ...«

Wenn die Ruprechthorde die kleine Dorfschneiderstube meiner Mutter verlassen hatte, roch es darin noch lange nach stockigen Kleidungsstücken, nach Mottenpulver und reifen Äpfeln. Meine kleine Schwester und ich aber saßen unter dem großen Schneidertisch. Die Tischplatte schien uns ein besserer Schutz als unsere Gebetchen, und wir wagten lange nicht hervorzukommen, noch weniger das Dörrobst und die Nüsse, die die Ruprechte in die Stube geworfen hatten, anzurühren. Das hat denn wohl auch der Mutter nicht gefallen, denn sie bestellte im nächsten Jahre die Ruprechte ab. Oh, was hatten wir für eine mächtige Mutter! Sie konnte die Ruprechte abbestellen und dafür das Christkind einladen.

Zu uns kam also jahrs drauf das Christkind, um uns mit den üblichen Weihnachtsbringern zu versöhnen. Das Christkind trug ein weißes Tüllkleid und ging in Ermangelung von heiligweißen Strümpfen – es war im Ersten Weltkrieg – barfuß in geborgten Brautschuh. Sein Gesicht war von einem großen Strohhut überschattet, dessen Krempe mit Wachswattekirschen garniert war. Vom Rande des Strohhutes fiel dem Christkind ein weißer Tüllschleier übers Gesicht. Das holde Himmelskind sprach mit piepsiger Stimme und streichelte uns sogar mit seinen Brauthandschuhhänden. Als wir unsere Gebete abgerasselt hatten, wurden wir mit gelben Äpfeln beschenkt, die den Goldparmänenäpfeln, die wir als Wintervorrat auf dem Boden in einer Strohschütte liegen hatten, sehr glichen. Das sollten nun Himmelsäpfel sein? Wir bedankten uns trotzdem artig mit »Diener« und »Knicks«, und das Christkind stakte gravitatisch auf seinen nackten Heiligenbeinen in Brautstöckelschuhen davon.

»Habt ihr gesehn, wie 's Christkind aussah?« fragte meine mit dem Christkind zufriedene Mutter.

»Ja«, sagte ich, »wie Buliks Alma hinter einer Gardine sah's aus.« Buliks Alma war die etwa vierzehnjährige Tochter aus dem Nachbarhause. An diesem Abend sprachen wir nicht mehr über das Christkind.

Vielleicht kam die Mutter auch wirklich nicht ohne Weihnachtsmann aus, wenn sie sich tagsüber die nötige Ruhe in der Schneiderstube erhalten wollte. Jedenfalls sollte der Weihnachtsmann nach dem mißglückten Christkind nunmehr eine Werkstatt über dem Bodenzimmer unter dem Dach eingerichtet haben. Das war freilich eine dunkle, geheimnisvolle Ecke des Häuschens, in der wir noch nie gewesen waren. Die Treppe führte nicht unter das Dach, und eine Leiter war

nicht vorhanden. Die Mutter wußte so geheimnisvoll zu erzählen, wie sehr der Weihnachtsmann dort oben nachts, wenn wir schliefen, arbeite, daß uns das Umhertollen und Plappern verging, weil der Weihnachtsmann sich bei Tage doch ausruhen und schlafen mußte.

Eines Abends vor dem Schlafengehen hörten wir dann auch wirklich den Weihnachtsmann in seiner Werkstatt scharwerken, und die Mutter war sicher an jenem Abend dankbar gegen den Wind, der ihr beim Märchenmachen behilflich war.

Soll der Weihnachtsmann Nacht für Nacht arbeiten, ohne zu essen? Diese Frage stellte ich hartnäckig.

»Wenn ihr artig seid, ißt er vielleicht wahrhaftig einen Teller Mittagessen von euch«, entschied die Mutter.

Also erhielt der Weihnachtsmann am nächsten Tage von meiner Schwester und mir einen Teller Mittagessen. Den Teller stellten wir nach Ratschlägen unserer Mutter an der Tür des Bodenstübchens ab. Ich gab meinen Patenlöffel dazu. Sollte der Weihnachtsmann vielleicht mit den Fingern essen?

Bald hörten wir unten in der Schneiderstube, wie der Löffel im Teller klirrte. Oh, was hätten wir dafür gegeben, den Weihnachtsmann essen sehen zu dürfen; allein, die gute Mutter warnte uns, den alten wunderlichen Mann ja nicht zu vergrämen, und wir gehorchten.

Versteht sich, daß der Weihnachtsmann nun täglich von uns beköstigt wurde. Wir wunderten uns, daß Teller und Löffel, wenn wir sie am späten Nachmittag vom Boden holten, blink und blank waren, als wären sie durch den Abwasch gegangen. Der Weihnachtsmann war demnach ein reinlicher Gesell, und wir bemühten uns, ihm nachzueifern. Wir

schabten und kratzten nach den Mahlzeiten unsere Teller aus, und dennoch waren sie nicht so sauber wie der leere Teller des heiligen Mannes auf dem Dachboden.

Nach dem Mittagessen hatte ich als Ältester, um meine Mutter in der nähfädereichen Vorweihnachtszeit zu entlasten, das wenige Geschirr zu spülen, und meine Schwester trocknete es ab. Da der Weihnachtsmann nun sein Eßgeschirr im blitzblanken Zustande zurücklieferte, versuchte ich, ihm auch das Abwaschen unseres Mittagsgeschirrs zu übertragen. Es glückte. Ich ließ den Weihnachtsmann für mich arbeiten, und meine Schwester war auch nicht böse, wenn sie die leicht zerbrechlichen Teller nicht abzutrocknen brauchte.

War's Forscherdrang, der mich zwackte, war's, um mich bei dem Alten auf dem Dachboden beliebt zu machen: Ich begann ihm außerdem auf eigene Faust meine Aufwartung zu machen. Bald wußte ich, was ein Weihnachtsmann gern aß. Von einem Stück Frühstücksbrot, das ich ihm hingetragen hatte, aß er zum Beispiel nur die Margarine herunter. Der Großvater schenkte mir ein Zuckerstück, eine rare Sache in jener Zeit. Ich schenkte das Naschwerk dem Weihnachtsmann. Er verschmähte es. Oder mochte er es nur nicht, weil ich es schon angeknabbert hatte? Auch einen Apfel ließ er liegen, aber eine Maus aß er. Dabei hatte ich ihm die tote Maus nur in der Hoffnung hingelegt, er würde sie wieder lebendig machen; hatte er nicht im Vorjahr einen neuen Schwanz an mein altes Holzpferd wachsen lassen?

Soso, der Weihnachtsmann aß also Mäuse. Vielleicht würde er sich auch über Heringsköpfe freuen, die meine Mutter weggeworfen hatte. Ich legte drei Heringsköpfe vor die Tür der Bodenstube, und da mein Großvater zu Besuch war, hat-

te ich sogar den Mut, mich hinter der Lumpenkiste zu verstecken, um den Weihnachtsmann bei seiner Heringskopfmahlzeit zu belauschen. Ganz wohl war mir nicht dabei. Mein Herz pochte in den Ohren. Lange zu warten brauchte ich indes nicht, denn aus der Lumpenkiste sprang – »Murr! Miau!« – unsere schwarzbunte Katze, die dort den Tag im warmen Lumpengewölle verschlief. Eine Erschütterung ging durch mein kleines Herz. Ich schwieg jedoch über meine Entdeckung und ließ meine Schwester fortan den Teller Mittagbrot allein auf den Boden schaffen.

Bis zum Frühling bewahrte ich mein Geheimnis, aber als in der Lumpenkiste im Mai, da vor der Haustür der Birnbaum blühte, vier Kätzchen umherkrabbelten, teilte ich meiner Mutter dieses häusliche Ereignis mit: »Mutter, Mutter, der Weihnachtsmann hat Junge!«

ANDREA SCHACHT

Die himmlische Weihnachtskatze

Ein Stern landet auf Erden

Eisig war der Dezemberabend, denn ein bitterkalter Wind hatte die Wolken fortgescheucht. Der Mond war in seiner dunkelsten Phase angekommen, und der Himmel hing voller glitzernder Sterne. Finster war es in den Gärten und zwischen den Häusern, überall in den Hecken waren die Vögel in ihren Nestern eng zusammengedrückt. Sie hatten zum Schutz gegen die Kälte ihre Federn aufgeplustert wie dicke Wattebällchen und schliefen. Nur zwei Rotkehlchen flüsternten sich leise Warnungen zu, denn Rambert, der schwarze Kater, strich mit hungrigem Blick durch sein Revier. Vielleicht hätte man ihn bemitleiden können, denn er hatte, anders als die meisten Katzen in der Gegend, kein warmes Heim, in dem er nach einem Spaziergang durch die frostige Natur seine Pfoten hätte wärmen können. Er hatte auch keinen festen Futterplatz, wo ihn gefällige Dosenöffner mit Nahrung versorgten. Schon gar nicht konnte er einen weichgepolsterten Korb sein eigen nennen, in dem er sich ohne Angst und vertrauensvoll hätte ausstrecken können, um zärtlich kraulenden Fingern seinen mageren Bauch zum Streicheln darzubieten. Darum lebte er in beständiger Anspannung und war sprungbereit, jede Beute mit einem scharfen Schlag seiner Krallen zu fangen.

Diese hochgespannte Aufmerksamkeit brachte es auch mit sich, daß Rambert der erste war, der das seltsame Phänomen am Himmel beobachtete. Aus dem vielfältigen Ge-

funkel der Sterne löste sich einer heraus und begann, zuerst langsam, beinahe träge, sich in Richtung Erde zu bewegen. Doch je näher dieser winzige Lichtpunkt kam, desto schneller wurde er, und daher entwickelte er auch einen wunderschönen, beachtlich glitzernden Schweif. Nicht daß Rambert einen Blick für die Schönheit der Erscheinung gehabt hätte. Nein, der Kater, durch häufige Angriffe gewarnt, duckte sich vorsichtshalber unter einen Kirschlorbeer und verschmolz – bis auf seine gefährlich schimmernden Augen – mit den Schatten. Diese Augen aber verfolgten mit steigendem Mißtrauen das Geschehen.

Vom Himmel hoch tat es kurz darauf einen deutlichen Plumps, und ein wenig verdattert von dem Aufprall auf dem frostig harten Boden, landete eine Katze auf ihren vier Pfoten. So, wie es Katzen immer tun, egal, aus welcher Höhe sie fallen. Diese Katze allerdings wirbelte etwas Staub bei ihrer Landung auf. Seltsamen, glitzernden Staub, wie Rambert bemerkte. Eine ganze Wolke von Staub stob auf, als der Ankömmling sich schüttelte, und verglühte dann auf dem kalten Boden. Nur einige Haarspitzen des Schwanzes funkelten noch einmal auf, dann hatte die Fremde sie auch schon mit ein paar energischen Zungenbürstern herausgeputzt und sah nun wie eine gewöhnliche Hauskatze aus. Nun ja, nicht ganz gewöhnlich, wie Rambert zugeben mußte. Sie war schon ein besonderer Anblick. Ihr Fell war von der braunen Nase bis zur elegant gebogenen Schwanzspitze rotgolden gestreift. Die Ohren waren klein und spitz und – anders als bei Rambert – von keinen Kampfspuren zerfetzt. Die Pfoten waren rund und erstaunlich groß für den Rest des zierlichen Tierchens. Die Augen aber, die sich suchend umsahen, leuchteten von tiefem, sattem Gold. Nach dem Putzen jedoch hatte

die Katze vergessen, die Zunge zurückzuziehen, und so hing ein rosiges Zipfelchen noch aus ihrem Maul. Was sie aber insbesondere von allen anderen Katzen unterschied, war die Tatsache, daß sich die roten und goldenen Fellstreifen auf ihrer Stirn nicht zu dem üblichen großen M (das nicht, wie allgemein angenommen, für Miezekatte steht, sondern für Mutter Maria, die es eigenhändig den Katzen dorthin gezeichnet hat) ordneten, sondern das Muster eines sechszackigen Sterns bildeten.

Mochte diese vom Himmel gefallene Katze zweifellos eine Schönheit sein, so war sie doch auch ein Eindringling in Ramberts eifersüchtig bewachtes Revier und eine Konkurrentin um die mageren Nahrungsquellen, die er sich erobert hatte. Eine zweite Katze, die hier die wenigen noch nicht tiefschlafenden Mäuse aufstöberte, die ihm die dürftigen Reste aus den Müllbeuteln und die gelegentlichen Orgien aus den Hundefutterschüsseln streitig machte, bedeutete noch mehr Herumgelaufe für ihn und noch mehr Grenzstreitigkeiten mit den anderen Katern, kurzum, sie bedeutete noch mehr Hunger. Also mußte das Geschöpf weg. Und zwar schnell.

Die Himmelskatze allerdings wußte nicht, in welcher unmittelbaren Gefahr sie sich befand. Sie hatte einen langen Weg hinter sich und mußte sich in ihrer neuen Umgebung erst einmal orientieren. Der erste Rundblick bestätigte ihr, daß ihr anvisierter Landeplatz zufriedenstellend dicht von Menschen bewohnt war. Es gab einzelne Häuser, die von Gärten umgeben waren, und eine schmale Straße, an deren Rand die gräßlichen, stinkenden Blechkisten friedlich ruhten. Der Garten, in dem sie angekommen war, sah gepflegt aus, und in ihm stand ein Tannenbaum, der mit winzigen

Lichtern geschmückt war. Vor den bodentiefen Fenstern zur Terrasse hin waren zwar die Rolläden heruntergelassen, aber durch die Ritzen drang warmes Lampenlicht. Aus dem Fenster der Souterrainwohnung hingegen flimmerte das bläuliche Licht eines Fernsehers, und wirre Kampfgeräusche drangen gedämpft durch die Scheibe. Die anderen Geräusche waren zum Glück beruhigender. Straßenlärm war nur aus der Ferne zu hören, nah klangen dagegen die Töne eines Klavierspiels aus dem Haus. Gut, es war nicht ganz so unendlich harmonisch wie der Sphärenklang, den die Katze in den vergangenen hundertneunundsechzig Jahren gewohnt war, aber jemand gab sich viel Mühe.

Als nächstes prüfte die Katze die Gerüche und fand sie erträglich. Der Rauch eines Kaminfeuers wehte vom Schornstein herunter, was auf einen gewissen Sinn für Gemütlichkeit schließen ließ, und ein Hauch von Essensduft, genauer von gebratenem Huhn, lag auch in der Luft. Dann aber nahm die Himmelskatze die Warnung wahr. Von der Hausecke strahlte sie ab. Die Reviermarkierung eines äußerst penibel auf sein Eigentum bedachten Katers war dort hinterlassen worden. Und in diesem Augenblick fühlte sie auch schon unter ihren sensiblen Pfoten das Herannahen eines Feindes. Ihre Barthaare sträubten sich, und die Rückenhaare stellten sich auf.

Die Katze war gewarnt, und darum sprang Rambert bei seinem ersten Angriff ins Leere. Die Rotgoldene brummte einen tiefen Ton, und warnende Blitze schossen aus ihren Augen. Rambert fauchte eine Beleidigung und setzte zum nächsten Hieb an. Er mochte zwar mager sein, aber er war groß und zäh und gestählt aus Hunderten von Kämpfen. Außerdem war er schnell und trickreich. Beinahe hätte der